HARI KUNZRU
RED PILL

Roman

Aus dem Englischen von
Werner Löcher-Lawrence

liebeskind

Ich weiß, dass ich wirklich auf einem Fest im Konzerthaus war, weil ich ein Foto von mir dort gesehen habe, eines von Dutzenden auf der Website einer Fotoagentur. Auf dem Bild stehe ich neben Anton und scheine mich dort nicht wohlzufühlen. Eine Frau steht auch dabei, ein berühmtes russisches Model. Die Bildunterschrift: *Irina Titianova, Gary Anton Bridgeman und ein Freund*.

Ich bin durch Finlay dort hingekommen. Er fand mich abends auf dem Weg zurück zum Deuter-Zentrum, nachdem ich am Vorabend Monikas Geschichte gehört hatte. Den Rest des Tages hatte ich damit verbracht, aufgewühlt Kreise am See zu drehen, unsicher, was ich tun sollte. Er war in Begleitung einer jungen Amerikanerin, die ich nicht kannte, einer in bestimmten Kreisen, einer Szene, die ich nicht verfolgte, namhaften Filmemacherin – wenigstens war das mein Eindruck, so wie er sie mir vorstellte, mit dieser leichten Betonung ihres Namens, der Andeutung, dass ich sie kennen und mit ihren Arbeiten vertraut sein sollte.

Es geschah aus Mitleid. Finlay zwang mich zum wiederholten Mal zuzugeben, dass ich Wannsee seit meiner Ankunft nicht verlassen hatte. Seine Freundin, die in einem der In-Viertel der Stadt lebte, in Mitte oder vielleicht auch Kreuz-

berg, war entsetzt. Wir könnten ihn mit reinkriegen, sagte sie, und Finlay stimmte ihr zu. Sie ignorierten meine Fragen, wo genau sie mich reinbekommen wollten, begleiteten mich zurück in mein Zimmer und sagten, ich solle mich umziehen. Als ich in einem Jackett und einem zerknitterten Anzughemd wiederauftauchte, versicherten sie mir, ich sähe toll aus. Im Übrigen würden da, wo wir jetzt hingingen, sowieso alle zu betrunken sein, um sich an irgendetwas zu stören. Sie waren in geradezu überschwänglicher Stimmung, wurden lauter und machten beißende Bemerkungen über dies und das, und nach einer Weile wurde mir bewusst, dass sie high waren und ich Teil einer Geste, ein Seitenhieb gegen die Organisatoren dieser ominösen Veranstaltung, zu der wir wollten. Offenbar war es eine schicke Party, und sie wollten dabei sein, ohne Teil davon zu sein, eine ironische Distanz wahren. Ich war mir nicht sicher, was ich davon halten sollte, und unternahm verschiedene Versuche, wieder auszuscheren, doch sie ließen es nicht zu. Sie hatten zu viel überschüssige Energie und brauchten mich als Publikum, oder zumindest als Behältnis, als eine Art Mülleimer für ihre Gesten und Theoriengebilde.

Sie hakten mich unter und trugen mich halb zum S-Bahnhof. Wir stiegen in den ersten Zug, der kam, und während wir durch abendliche Vororte fuhren, schwatzten die beiden aufeinander ein. Vor dem Fenster verwandelte sich die Dunkelheit zu einer Stadt. Ein Blick auf die eleganten Häuser Charlottenburgs. Gelbe Hochhäuser in Bellevue. Am Hauptbahnhof stieg eine dreiköpfige Roma-Band zu und hechelte unschön durch *When the Saints Go Marching In.* An der Friedrichstraße stiegen wir aus, und ich wurde von so etwas wie

Ehrfurcht ergriffen. Durch das Glas der von stählernen Streben und mächtigen Betonpfeilern gehaltenen Überdachung schienen die Lichter von Bankgebäuden, und ich fühlte mich wie ein Bauer, der einen Tempel betritt und die Plakatwände mit Reklame für Ritter Sport und die Sozialdemokratie anglotzt. Unter so vielen anderen Bürgern zu sein, die über den Bahnsteig hetzten und die glänzenden Rolltreppen hinauf- und hinabfuhren!

Wir verließen den Bahnhof, überquerten Unter den Linden und kamen an den Flagship-Stores internationaler Marken vorbei. Es stellte sich heraus, dass die Party, zu der wir gingen, für die Stiftung eines Filmstars veranstaltet wurde und etwas mit dem hiesigen Filmfestival, der Berlinale, zu tun hatte. In der Dunkelheit sah ich rosa Funken aufblitzen, entdeckte ein kleines Mädchen in einem Parka und Glitzer-Leggings, das sich an die Hand eines Mannes etwa Ende zwanzig klammerte. Er hielt einen Pappbecher in der Hand und bettelte um Wechselgeld. Als wir näher kamen, begegneten sich unsere Blicke, und er sah weg. Uns bat er nicht um Geld.

Wir kamen zum Gendarmenmarkt. Finlay erzählte etwas darüber, dass die Gebäude im Krieg zerstört worden seien, das ganze Straßenbild *fake* sei, Virtual Reality und so weiter und so weiter, aber ich konnte mich auf nichts konzentrieren. Der junge Vater hatte mich erkannt. Und ich ihn. Was machten die beiden hier?

Wir erreichten den Ort, an dem die Party stattfand. Die klassische Fassade des Konzerthauses war irritierenderweise mit orangefarbenen Rettungswesten bedeckt. Finlay sah, wie

verwundert ich war, und erklärte mir, wie er es mit einem Cousin vom Land machen würde, der die Stadt nicht gewohnt war, dass das die Rettungswesten von Flüchtlingen seien, die der berühmte Künstler Ai Weiwei an den Stränden von Lesbos eingesammelt habe.

Wir mussten unter einem Gummiboot und einem Transparent mit einem Hashtag durch und sahen zwei Frauen in Abendkleidern, die Zigaretten rauchten und sich mit Wärmefolie gegen die Februarkälte schützten, wie sie Unfallopfern oder Läufern nach einem langen Rennen gegeben wurden. Finlay nannte einem jungen Mann mit Ohrhörer seinen Namen, und wir wurden hineingeschleust in die Nachwehen eines Wohltätigkeitsbanketts. Die Konzerthalle war ein Zuckerwerk aus Gold und Weiß und stand voller Tische mit den Resten eines opulenten Mahls. Überall sah ich diese Folien. Männer mit schwarzen Krawatten trugen sie wie Superhelden-Capes um den Hals geknotet, Frauen in rückenfreien Kleidern hatten sie sich wie Hightech-Schals um die Schultern gelegt. Sie lagen über die Rückenlehnen von Stühlen drapiert und auch überall auf dem Boden. Die Gäste waren von ihren Tischen aufgestanden und hatten sich merkwürdigen tropischen Vögeln gleich überall verteilt, Angehörige der Spenderklasse, scheu und unbeholfen in Gesellschaft anderer Menschen, beruhigt und umschmeichelt von professionell geselligen Dienstleistern, Freunden, Ratgebern und Coaches. Wir hatten offenbar gerade eine Art Preisverleihung verpasst. Hier und da wurden Plexiglas-Trophäen herumgereicht, Gewinnern die Hände geschüttelt, die bescheiden ihrer Überraschung Ausdruck gaben. Eine Kellnerin kam mit Schnäpsen,

ich trank zwei, einen nach dem anderen, und starrte benommen die als Flüchtlinge verkleideten Leute an.

Das Wochenende über war der Speiseraum des Deuter-Zentrums geschlossen. Es gab zwar in einer Gemeinschaftsküche ein paar Dinge für die Grundbedürfnisse, prinzipiell jedoch waren die Stipendiaten auf sich gestellt. Der Supermarkt war in einer Viertelstunde zu Fuß zu erreichen – es ging leicht aufwärts –, gerade weit genug, dass es sich lohnte, den Bus zu nehmen, wenn das Wetter schlecht war. Neulich hatte ich mir die Beine vertreten wollen. Die Kälte war erträglich, da ausnahmsweise mal kein Wind ging, und so trottete ich die Hauptstraße hinauf, die in Kleists Zeiten eine frisch gepflasterte Landstraße gewesen war, die Berlin mit Potsdam verband. Im Supermarkt füllte ich meinen Einkaufswagen mit Brot, Gewürzgurken, Käse und Obst, einfachen Dingen, die nicht extra zubereitet werden mussten. Ich kochte durchaus gerne, und in meinem Zimmer gab es eine Kochplatte und eine Mikrowelle, aber irgendwie fühlte ich mich im Deuter-Zentrum zu nichts Aufwendigerem als dem Aufreißen eines Plastiksiegels in der Lage. In der Getränkeabteilung holte ich mir eine Flasche Scotch, ein paar Flaschen Bier, jede Menge Salzstangen und Chips und ging zur Kasse.

Mir war nicht danach, auch den Rückweg zu Fuß gehen, und deshalb hatte ich mich unter das Dach der Bushaltestelle gesetzt und eine Tüte Chips aufgerissen. Auf der anderen Straßenseite lag die Filiale einer Burger-Kette, und die Schilder auf dem Parkplatz priesen deutsche Besonderheiten im Angebot an. Es gab einen Burger im Laugenbrötchen und sogar Sauerkraut. Hinter dem Restaurant standen Müllcontai-

ner, direkt neben einer Spielecke mit einer Plastikrutsche und einem grellbunt gepunkteten Pferd auf einer Feder, auf dem kleine Kinder reiten konnten. Ein Mädchen in einem knallrosa Parka stand neben dem Pferd, vielleicht drei, vier Jahre alt, etwa wie meine Tochter. Die Kleine spielte nicht, stand einfach nur da, das Gesicht in ein Rund aus Kunstpelz gehüllt. Ich sah mich nach einem Erwachsenen um und war leicht beunruhigt, als ich keinen sah. Vielleicht aßen die Eltern drinnen und hatten sie zum Spielen hinausgeschickt. Ich hätte das nicht getan. Es war Winter, und die Kleine schien mir noch zu jung, um unbeaufsichtigt neben einer so viel befahrenen Straße herumzulaufen. Sie wirkte allerdings in keiner Weise bekümmert, stand einfach da, sah mit leerem Blick in die Ferne und tätschelte mit ihrer kleinen Hand den Kopf des Plastikpferds. Handschuhe hatte sie keine.

Während ich zu ihr hinübersah, wackelte der Deckel eines der Container, und ein Mann kletterte heraus, schob den Oberkörper über den Rand, schwang die Beine hinterher und landete schwerfällig auf der Erde. Er war jünger als ich, doch die Kletterei hatte ihn sichtlich angestrengt. Er trug eine Daunenjacke, Turnschuhe und ausgewaschene Jeans. Er hob einen Müllsack aus dem Container, ging in die Hocke und öffnete ihn. Einiges von seinem Inhalt füllte er in einen Rucksack. Das kleine Mädchen sah ihm zu und trat von einem Fuß auf den anderen. Das waren die beiden, die ich gerade beim Bahnhof Friedrichstraße gesehen hatte.

Es war das Jahr, in dem sie alle kamen, über eine Million Flüchtlinge durchquerten Europa. Sie drängten sich an Zäunen, ertranken im Mittelmeer, wurden von Bürgerwehren in

bulgarischen Wäldern gejagt. An schönen Tagen konnte man sie am Wannsee sehen, die Glücklichen, die es nach Deutschland geschafft hatten, Familien mit Kinderwagen, Gruppen junger Männer, die Selfies machten und herumalberten. Sie waren an allen möglichen Orten Berlins untergebracht, und die Behörden hatten ihre liebe Not damit. An den Laternen der Kolonie am See klebten Zettel mit englischen Parolen: *Refugees Welcome. No Borders.* Auf anderen war zu lesen: *Wie viel ist zu viel?* Um den Bahnhof herum hatte ich ein paar Antifa-Kids gesehen, auf deren Hemden *Kein Mensch ist illegal* stand, und: *FCK AFD*, gegen die neue rechtsnationale Partei gerichtet, deren Mitglieder *Mut zu Deutschland* auf die Mauer des chinesischen Restaurants gesprüht hatten.

Der Vater hatte seine Tochter bei der Hand genommen, sie hatten die Straße überquert und waren zu der Haltestelle gekommen, an der ich saß. Ein Auto näherte sich, und der Mann zog am Arm seiner Tochter und sagte, sie solle rennen. Sie schafften es rüber, der Rucksack schlug ihm auf den Rücken. Er hob die Kleine auf die metallene Bank neben mir, und wir sahen uns kurz in die Augen und nickten einander zu, die Freimaurerei dunkelhäutiger Männer, die sich an weißen Orten treffen. Ihrem Aussehen nach zu urteilen, nahm ich an, dass die beiden aus Syrien oder dem Irak kamen. Er bückte sich und gab ihr etwas aus seinem Rucksack. Es war ein Hamburger, in Papier gewickelt. Das kleine Mädchen packte ihn vorsichtig aus. Sie war ein trauriges Wesen mit einem schmalen Gesicht und großen braunen Augen. Damit sie besser essen konnte, schob sie ihre Kapuze zurück, und ich sah krauses, braunes Haar, das teilweise von einer Plastik-

spange zusammengehalten wurde. Die Kleine aß langsam und zufrieden und genoss jeden Bissen. Der Burger musste eiskalt sein, wahrscheinlich vom letzten Abend übrig geblieben und am Ende der Schicht weggeworfen, doch das schien ihr nichts auszumachen. Ihr Vater betrachtete sie mit einer solchen Zärtlichkeit, dass ich einen Moment wegsehen und mich sammeln musste.

Als ich mich ihnen wieder zuwandte, sah mich der Vater an. Es lag kein Trotz, keine Ablehnung in seinem Blick, allein eine erschöpfte Aufmerksamkeit für meine Reaktion. Er wusste, dass ich wusste, dass er seiner Tochter einen Burger aus dem Müll zu essen gab. Offenbar rechnete er damit, beleidigt zu werden, und wappnete sich für meine Entrüstung. Ich wühlte in meinen Einkaufstaschen und fand eine Dose mit Cashewnüssen. Ich fragte auf Englisch, ob ich sie seiner Tochter geben dürfe. Er nickte. Sie stellte sie neben sich auf die Bank und aß weiter ihren Burger.

Nach ein paar Minuten kam der Bus. Der Mann nahm das immer noch essende Mädchen auf den Arm und trug es die Stufen hinauf. Mit der freien Hand zeigte er dem Fahrer eine Art Ausweis. Obwohl es der Bus war, auf den auch ich wartete, folgte ich ihnen nicht. Ich war sitzen geblieben, wie festgewachsen, und hatte zugesehen, wie sich die Türen schlossen und der Bus davonfuhr. Die Dose mit den Nüssen stand noch neben mir.

Auf der Party bewegte ich mich mit Finlay und seiner Freundin durch die Menge. Ich sprach mit einem ehemaligen Kindersoldaten, der mittlerweile Rapper war, und einer schwedischen Künstlerin, die mit ihrem Freund, einem Cut-

ter, da war und mich im Vertrauen wissen lassen wollte, dass sie sich unwohl fühle. Das viele Geld, sagte sie. Sie haben so viel geboten. Sie zeigte mir ihr Programm. Es hatte eine Wohltätigkeitsauktion gegeben, und jemand hatte ein Aufnahme-Date mit Pussy Riot ersteigert. Ein anderer eine Kiste 1989er »Fall der Mauer«-Château-Mouton-Rothschild mit einem von Georg Baselitz gemalten Etikett. Finlay zog mich von ihr weg, und wir holten uns an einer Champagner-Bar etwas zu trinken. Im Untergeschoss gab es eine weitere Bar und Nebenräume mit Tanz und Cabaret. Wir sahen Burlesk-Tänzerinnen und einem Zauberer zu, der von einem Moderator in einem Aufzug wie aus der Weimarer Zeit vorgestellt wurde. Ich dachte immer noch an den Mann und seine Tochter. Ich stellte mir vor, selbst da draußen zu stehen und einen Pappbecher vor mich hin zu halten. Wie oft schon hatten der Mann und das Mädchen im Freien geschlafen, auf einem Bahnsteig oder einem Strand? Wie oft war es eine Frage von Leben und Tod gewesen, dass sie die Hand ihres Vaters hielt?

Es gab mehr Getränke, und ich wurde weiteren Leuten vorgestellt, einem Schauspieler, der mir bekannt vorkam, und einem leitenden Angestellten von einem großen europäischen Filmverleih. Finlays Freundin geleitete uns gewandt von einer Unterhaltung zur nächsten, und dann verschwanden sie und Finlay plötzlich, ich glaube, um ihren Kokspegel aufzufrischen, und ich blieb mit einer Schweizer Festivalleiterin zurück. Mittlerweile war ich ziemlich betrunken und legte ihr meine Theorie dar, dass Kleist unter dem gelitten habe, was man heute eine posttraumatische Belastungsstörung nenne, nachdem er mit fünfzehn in einem preußischen Infan-

terieregiment gegen Frankreich gekämpft hatte. Er habe eindeutig manische Phasen durchlebt. Einmal sei er nach Paris verschwunden und dann in der Nähe von Calais gefunden worden, wo er versucht habe, mit einem Rekruten die Posten zu tauschen, um als Teil von Napoleons geplanter Invasion Englands den Tod zu finden. Die Festivalleiterin sagte, es tue ihr leid, sie habe gerade jemanden entdeckt, mit dem sie unbedingt sprechen müsse. Die fragliche Person stand in einer benachbarten Gruppe, und sie streckte die Hand aus, fasste den Oberarm des Mannes und ließ ihn nicht wieder los, bis sie ihn zu uns gezogen hatte.

Da es sehr eng war, musste ihn mir die Festivalleiterin vorstellen: »Der Schriftsteller Gary Bridgeman.« Es war ein weißer Amerikaner etwa Ende dreißig, und ich schüttelte ihm die Hand. Bridgeman strahlte eine Bestimmtheit aus und hatte etwas so Berechnendes an sich, dass ich gleich auf der Hut war. Er war etwa so groß wie ich, wirkte körperlich fit, hatte einen Dreitagebart und schien die modisch geschnittenen Haare leicht gegelt zu haben. Die Festivalleiterin drehte ihren Körper etwas zur Seite, sperrte mich dezent aus und erläuterte ihm voller Koketterie, warum er bei ihrer nächsten Diskussionsrunde unbedingt die Moderation übernehmen müsse. Ich bekam nicht genau mit, worum es ging, doch es war offensichtlich, dass er nicht wollte. Während sie auf ihn einredete, nahm sein Gesicht eine maskenhafte Starre an. Sie war beharrlich, hatte ihn voll im Visier, und ich sah, wie er begriff, dass er einen Weg finden musste, um sie abzuschütteln. Er nahm kurz Blickkontakt mit mir auf und bemerkte wohl, dass ich wusste, was er dachte, denn er benutzte mich

für ein fieses, aber unbestreitbar virtuoses Manöver, das damit begann, dass er ihr mit den Fingerspitzen über die Wange strich. Als sie darauf sichtbar beleidigt und, wie ich dachte, auch ein wenig erregt die Hand unwillentlich ans Gesicht hob, ließ er ein mächtiges Grinsen auf seinem Gesicht aufziehen, ganz so, als reagierte er auf etwas, das direkt hinter ihrer rechten Schulter gesagt oder getan wurde, etwas vorgeblich höchst Witziges. Gefangen zwischen der plötzlichen Verletzung ihrer Distanzzone und der Angst, etwas zu verpassen oder schlimmer, ihr soziales Gespür eingebüßt und sich irgendwie blamiert zu haben, verlor die Festivalleiterin einen Moment lang die Übersicht. Wie benommen wandte sie sich nach rechts, um nach der Quelle des nicht gehörten Bonmots zu sehen, und diesen Moment nutzte Bridgeman, um nach links zu mir durchzustechen. Er fasste mich bei der Schulter und schob mich durch eine Lücke zwischen zwei Kellnerinnen hindurch in eine Öffnung, eine Lichtung in der Menge. Gehen Sie weiter, sagte er. Tun Sie so, als fänden Sie mich witzig. Sein Akzent war von einer transatlantischen Unbestimmtheit. Die merkwürdige brownsche Bewegung von Partys spuckte uns hinaus in einen Gang. Wir lachten, zunächst vorgetäuscht, dann wirklich, ich zumindest, als mir bewusst wurde, wie unhöflich wir gewesen waren. Zwei freche Jungs, die ihrer Mutter entwischt waren. Erst als wir an der Theke standen, dämmerte mir, dass ich ganz genau wusste, wer er war. Und ich bekam Angst.

Sieht man sich jemandem von Angesicht zu Angesicht gegenüber, den man gegoogelt hat, fühlt man sich sofort verschlagen und hinterhältig. Ich hatte ein Bild von diesem

Mann gesehen, wie er auf einem Motorrad die Mojave-Wüste durchquerte. Auf dem Cover eines Branchenmagazins aus Hollywood hatte ich ihn gesehen, wie er vor einem ausgebrannten Auto posierte. *Der Zerstörer: Wie Gary Bridgemans gewaltstrotzende Vision das Fernsehen verändert hat*. Dafür war er wie ein Kriegsreporter gestylt. Kampfhose und Stiefel, ein kakifarbenes Buschhemd und eine in die Haare hochgeschobene dunkle Brille. Hinter dem Autowrack war ein Bild an die Mauer gesprayt, als berichtete er direkt von der Front des Rassenkrieges. Er hatte eine Kamera um den Hals hängen und hielt ein verdammtes Notizbuch in der Hand. Alles an dem Bild hatte mich wütend gemacht, und doch hatte ich so viel Zeit damit verbracht, mir seine Serie anzusehen. Stunden über Stunden hatte ich davorgehockt.

Wir prosteten einander mit zwei Cocktails zu, die wir einfach von einem vorbeikommenden Tablett genommen hatten. »Mann«, sagte er, »haben wir die Tusse verladen.« Bei dem Wort »Tusse« zuckte ich zusammen, mimte Zerknirschung, um es zu verbergen, verzog das Gesicht und hob mit einem Was-soll-man-machen-Schulterzucken das Glas. »Tja, ich schätze, wir fahren dann wohl nicht in die Schweiz.«

Er lachte. »Das war so, so daneben.« Er sagte, ich solle ihn Anton nennen. Ich habe nie herausgefunden, ob es ein Mittelname oder etwas völlig aus der Luft Gegriffenes war. Wir redeten über irgendetwas Unverfängliches, ich kann nicht mal mehr sagen, was, da ich geistig wie körperlich taumelte, betrunken, aber gleichzeitig hyperaufmerksam. Mein Nervensystem signalisierte mir, dass es kurz davorstand, eine Kampf-oder-Flucht-Reaktion auszulösen.

»Alles in Ordnung?«

»Ja, klar. Mir ist nur ein bisschen schwindelig.« Ich versuchte mich zusammenzureißen. »Ich muss Sie fragen, sind Sie nicht der Regisseur von *Blue Lives*?«

Er zuckte mit den Schultern. »Von ein paar Folgen, ja. Ich habe die Serie geschrieben und leite das Ganze. Haben Sie sie gesehen?«

»Ich denke, man könnte sagen, dass ich ein Fan bin.«

»Das denken Sie?«

Mein forciertes Lachen war mindestens zweideutig. Schweigen begann sich zwischen uns auszubreiten, zu gerinnen oder zu keimen. Ich brach es, indem ich mit einer Frage herausplatzte.

»Warum interessieren Sie sich für Comte de Maistre?«

Es klang nicht natürlich. Es war einfach nicht das, was man so sagte. Und es ist nicht immer eine gute Idee, mitten auf einer Party, auf der die Hälfte der Leute die andere Hälfte dazu zu überreden versucht, mit ins Hotel zu kommen, ein ernsthaftes Gespräch über die Arbeit von jemandem anzufangen. Anton tat so, als verstehe er nicht, was ich meinte. »Entschuldigung, für wen, sagen Sie?«

Da wurde mir klar, dass ich auf etwas Merkwürdiges gestoßen war. Weil er so offensichtlich log.

»Maistre.«

»Nie gehört.«

»Kommen Sie. Sie zitieren ihn.«

»Ich tue was?«

»Sie zitieren eine Menge Leute in *Blue Lives*. Heraklit. Schopenhauer. Emil Cioran. Das ist nicht gerade normal für

eine Krimiserie. Und soweit ich es überblicke, verlieren Sie in Interviews kein Wort darüber, sodass es Ihnen wahrscheinlich nicht einfach nur darum geht, intellektuell rüberzukommen.«

»Da passt aber jemand auf.«

Zuerst, als sich das kleine Rad auf meinem Bildschirm zu drehen begonnen und absolut nichts den Film wieder hatte in Gang setzen können, hatte ich verzweifelt versucht herauszufinden, wie es weiterging. Später dann spürte ich einen Hauch von Erleichterung. La Mettrie war die Personifikation der Bedrohung, wegen der ich nachts wach lag und mich sorgte: der Finsternis, der Außenwelt. Carson hatte diese Finsternis durch seine Korruptheit in seine Welt geholt. Sie war gekommen, um einen schwachen, hilflosen, arroganten Mann zu verschlingen. Mir war egal, was mit ihm geschah. Ich hatte Angst um die Kinder. Wenn sie getötet wurden, wusste ich nicht, was ich tun würde.